

Sieben kehren heim [Fortsetzung]

Autor(en): **Renaud, Jeanne**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 34

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648911>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SIEBEN KEHREN HEIM



JEANNE RENAUD

16. Fortsetzung

Wenn sich die Türe des Schlafzimmers öffnete und ein erstickter Schrei oder ein Stöhnen bis zu den beiden Männern drang, dann zuckten sie heftig zusammen. Plötzlich vernahmen sie einen lauten, spitzen Schrei, der ihnen wie ein Messer ins Mark drang. Gleich drauf ertönte das Quäken eines Kindes. Ein kräftiges, gesundes Quäken! Vater und Sohn sahen sich glücklich an, ihre Herzen klopfen bis hinauf in ihren Hals.

Dann erschien endlich Frau Schnewlin! Sie hielt ein quitschendes Bündel im Arm, aus dem ein rotes Gesichtlein hervorsah.

«Ein Junge, sagte sie strahlend vor Stolz. «Ihr dürft nachher beide hinein, aber jetzt müsst Ihr noch warten.»

Damit war sie schon wieder verschwunden. Diesmal war es Schnewlin, nun stolzer Grossvater, der einen guten Gedanken zur rechten Zeit fasste.

«Sag' mal», fragte er den Köbi, «gibt es gar nichts zu trinken bei Euch? Eine Tasse Kaffee könnte ja jetzt nichts schaden, finde ich.»

Köbi wurde ganz rot vor Verlegenheit. Trudi hatte doch den Kaffee warm gestellt, als er gesagt hatte, er ginge jetzt Mutter holen. Nun hatte er die ganze Zeit dagesessen wie ein Tölpel und an nichts gedacht!

«Ich weiss nicht, ob er jetzt noch schmeckt», meinte Köbi, als er die Kanne brachte. «Trudi stellte ihn bereit, ehe sie sich legen musste», setzte er stolz hinzu.

Nachdem sie beide etwas heissen Kaffee getrunken hatten, fühlten sie sich wieder frisch und wollten nun nicht länger warten. Sie wollten nun endlich zur Trudi.

Zuerst liess Frau Schnewlin Köbi hinein. Er ging auf Fußspitzen und machte die Tür ganz leise zu, als könne er Trudi erschrecken. Sie lag blass, aber so glücklich und weich lächelnd in den Kissen, wie er sie überhaupt noch nie gesehen hatte.

Köbi setzte sich auf den Bettrand und nahm eine ihrer Hände in die seinen. Aber so vorsichtig, als fürchte er, sie zu zerbrechen. Das Bündel lag jetzt ruhig da. Köbi konnte nicht sprechen, so glücklich war er.

«Du», sagte Trudi, «ich möchte so gern, dass er Heiri heisst, nach dem Grossvater!»

Köbi drückte dankbar ihre Hand.

«Ich hole ihn», sagte er.

Nun stand auch Vater Schnewlin am Bett der Schwiegertochter. Er hatte alle Unbill der vergangenen Monate vergessen. Er wusste im Augenblick nur noch, dass er von ganzem Herzen glücklich war. Frau Schnewlin musste die beiden Männer hinausweisen, sonst hätten sie ganz vergessen, wieder fortzugehen, um Trudi ruhen zu lassen.

«Mutter», sagte Trudi, als der Vater mit Köbi gegangen war.

«Seht», machte Frau Schnewlin, «du sollst jetzt schlafen, hörst du?»

«Komm, Mutter, setz' dich einen Augenblick hierher, ja? Mutter, heute morgen erzählte mir Köbi alles. Dass er oft heimlich bei dir war, dass du die Babywäsche gemacht hast und alles andere. Ich hab' mich so geschämt! Bist du nicht mehr böse?»

Frau Schnewlin fuhr sich schnell mit dem Schürzenzipfel über die Augen. Sie küsste die Schwiegertochter und sagte weise:

«Mütter sind niemals böse, liebes Kind. Das wirst du jetzt auch lernen, nicht wahr? Und nun schlaf' aber.»

Kurz vor dem Tauffest hatte Köbi noch einmal ein Gespräch mit seiner Frau. Er zog aus seiner Tasche einen kleinen Kasten, den ihm die Mutter gegeben hatte. Ein Seidenband war darum gebunden und innen lag auf rosa Seidenpapier eine Hundertfrankennote. Ein kleiner Zettel war dabei.

«Für Heiri», stand darauf. Trudi fing gleich an zu weinen, so gerührt war sie.

«Die gute Mutter. Dafür hat sie viele, viele Stunden nähen müssen. Ich mag es beinahe nicht annehmen.»

«Dann würdest du sie sehr kränken», meinte Köbi. «Wir sollen für den Buben ein Spargbuch anlegen, sagte sie.»

«Ich war sehr dumm», fing Trudi wieder an. «Ich liess mir von den Kameradinnen was vorschwatzen. Neulich kam aber eine neue, deren Onkel draussen war, die hat den anderen ordentlich Bescheid gesagt. Na, und mir auch, setzte sie hinzu. «Ich bin so froh, dass wir deine Eltern hier haben», fuhr Trudi fort. «Meine Eltern sind so weit fort und können kaum hierher kommen, weil die Reise zu teuer ist. Auch können sie das Heimetli nicht allein lassen.»

«Willst du denn nun noch weiter arbeiten, Trudi?»

«Ich dachte», sie errötete leicht, «dass deine Eltern vielleicht bei uns wohnen könnten, wir müssen eine etwas grössere Wohnung nehmen. Dann ginge es schon.»

«Oh, Trudi!» Köbi umarmte sie glücklich und dankbar.

«Du Köbi, die Neue bei uns, deren Onkel — na, du weisst ja schon, also die sagte, man bekäme von der Rückwandererhilfe vielleicht Möbel. Dann könnten wir ein schönes Zimmer für deine Eltern einrichten. Sie können doch nicht immer in einer Stube schlafen, wohnen und essen. Wir haben immerhin Stube und Küche. Ich möchte dann noch den halben Tag arbeiten, und Mutter würde solange auf das Kind achten. Was meinst du?»

«Wir müssen sie fragen. Aber ich hoffe sehr, sie werden «ja» sagen.»

Die Taufe wurde ein kleines Fest. Mutter Schnewlin sah in einem selbst geschneider-

ten schwarzen Kleid ganz feierlich aus. Der glückliche Grossvater strahlte nur so über sein ganzes Gesicht. Seit der Chef ihm die neue Tätigkeit gegeben hatte, waren seine Schmerzen besser geworden. Er sah daher nicht mehr so bedrückt aus.

Die Familie hatte beschlossen, auf das Frühjahr eine gemeinsame Wohnung zu suchen, und so hatten sie einen doppelten Grund, zu feiern.

«Eigentlich ist es schade», meinte Frau Schnewlin. «Nu' hatte ich mich an mein Zimmer so schön gewöhnt, nöch?»

Aber sie wurde nur liebevoll ausgelacht.

Als Gast erschien auch Gustav Geschwendt, der sich mit Köbi sogleich gut verstand. Er stand im Alter ungefähr auf der Mitte zwischen Vater Schnewlin und dessen Sohn.

Am Abend wurde ein Expressbrief gebracht und Vater Schnewlin erschrak, als er als Absender seine Firma sah. Aber es fiel aus dem hastig aufgerissenen Kuvert nur ein Blatt heraus, auf dem «Herzlicher Glückwunsch!» stand, dazu ein 50-Frankenschein!

Schnewlin schüttelte gerührt den Kopf: «Diese Schwyzer, diese Schwyzer», sagte er, zugleich bewundernd und erstaunt. Mit welchem Ausdruck er eine Art Homo sapiens bezeichnete, die das gerade Gegenteil der «Papierschwyzer» darstellten.

17. Kapitel

Einige Tage nach der Ausstellung telephonierte Ullmann Sybil. Er müsse sie wegen des Konzertes sprechen.

«Oh, ein Konzert», erwiderte sie erfreut, aber noch ungläubig.

Sie verabredeten sich auf den Nachmittag bei Ullmann. Als Sybil den Hörer auf die Gabel gelegt hatte, dachte sie darüber nach, warum des Malers Stimme so seltsam bedrückt geklungen hatte. Es mutete so ungewohnt an, dass er nicht frisch und zuversichtlich sprach. Sybil, deren Gedanken sich von 10 Stunden am Tag neun mit Ullmann beschäftigten, vermutete aus diesem Grunde, dass sie sich irre. Als er ihr zur verabredeten Zeit die Tür öffnete, sah sie ein, dass ihre Beobachtung kein Irrtum gewesen war. Während sie Tee tranken, fragte sie ihn:

«Sie sind bedrückt, ist irgend etwas vorgefallen?»

«Ach», machte er nur. «Es ist nichts von Wichtigkeit.»

«Oh, entschuldigen Sie», sie war ein wenig beleidigt und errötete.

«Ich wollte Sie nicht kränken», lenkte er schnell ein, «ich wollte nur diesen schönen Nachmittag nicht mit meinen Sorgen verderben.»

Sybil lächelte. «Von verderben kann keine Rede sein, aber wenn Sie so betrüb-

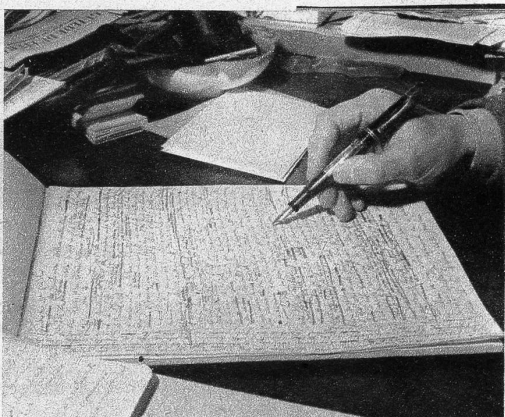


In Sitten, der Hauptstadt des Wallis, lebt der Dichter, der heute als der literarische Repräsentant seiner schönen Heimat gilt. — Das Haus im Vordergrund ist sein Heim

Maurice ZERMATTEN



Nach der Arbeit ist gut ruhen! Die Lese-Ecke, in der wir den Dichter und seine Frau bei einem Glase guten Fendants antreffen



Eine Manuskriptseite, die zeigt, dass der Dichter an seinem Werk viel und gewissenhaft herumfeilt, um ihm eine präzise Form zu geben

dasitzen, muss man doch merken, dass sich etwas ereignet hat. Hängen die Sorgen mit der Ausstellung zusammen?»

«Ja.»

«Wollen Sie mir nichts sagen? fragte sie weich.

Statt einer Antwort zog er aus seiner Brieftasche eine Zeitung, in der durch einen roten Strich ein Artikel angezeichnet war.

«Hier!», sagte er.

Er beobachtete sie, während sie las. Auf ihrer Stirn erschien eine feine Falte über der Nasenwurzel.

«Wie kann man nur so lieben!» wunderte er sich über die Gefühle, die ihn jedesmal beherrschten, wenn er Sybil betrachtete. Er schrak zusammen, als sie aufsaß und wieder mit ihm sprach.

«Das ist infam», sagte sie zornig.

«Ja, nicht wahr?»

Ullmann lächelte noch immer versonnen. Sybil schüttelte den Kopf. War der Arme so erschüttert, dass er sich seltsam benahm?

«Wer hat das geschrieben?» fragte sie energisch.

«Irgendein verfluchter Journalist.»

«Kritiken werden meist von Kritikern geschrieben, von freien Mitarbeitern», belehrte sie ihn.

«Also, irgendein dreimal verfluchter Kritiker und die Zeitung hat es abgedruckt», beharrte er ärgerlich.

«Es ist eine Bosheit, nicht ein einziges Wort über meine Arbeiten zu verlieren und mich einfach als Nazi zu verschreiben, bloss weil ich nach 38 noch in Wien geblieben bin!»

Aber das ist doch nur eine Zeitung, die

Wer den Boden des Wallis betritt, kommt in einen Kanton, der eine Eidgenossenschaft für sich bildet. Wohl hat er seit seinem Eintritt in den Bund, der im Sommer 1815 erfolgte, helvetische Züge angenommen. Aber wenige Gebiete der Schweiz wurden durch die Neuzeit so wenig abgeschliffen und schablonisiert wie das Wallis, von dessen Bodenfläche beinahe die Hälfte unfruchtbar ist. Das bedingt ein hartes, arbeitsames Leben, eine herbe Rasse, die nicht nur den feurigen Fendant trinkt, sondern auch trockenes, monatealtes Brot und selbstgemachten Käse isst. Es ist überhaupt ein Land ungeheurer Gegensätze. In der Höhe die buckligen Gletscher, die wie Schildkröten in der Einsamkeit brüten, in der Tiefe die junge Rhone, die wie ein junger, feurriger Stier in die Arme des Genfersees galop-



Wertvolle Originalgemälde schmücken das Bibliothekszimmer des 34jährigen Schriftstellers, der heute neben Ch. F. Ramuz zu den bekanntesten Erzählern der Westschweiz gehört

piert. Windzersauste Arven in den steilen Seitentälern, samtbraune Holzhütten und friedliche Herden — im Haupttal moderne Fabriken, Paläste und Kathedralen, Erdbeeren, Aprikosen und Pappeln, die wie Grenadiere stramm ausgerichtet sind.

In diesem wunderlichen Land wurde Maurice Zermatten vor 33 Jahren geboren. Man muss sein Heimatdorf, St. Martin, wo der Vater Lehrer war, in nahezu 1400 Metern Höhe im lärchengrünen Val d'Hérens suchen; es ist eine Gemeinde, die schon im 13. Jahrhundert den Chronisten bekannt war. Dort wird alljährlich die feierliche Prozession gefeiert, die den Namen «Fête-Dieu» trägt, denn seine Einwohner hängen treu am katholischen Glauben. Als Schüler ist der aufgeweckte Maurice dann nach Freiburg gekommen — in jene mittelalterliche Stadt, von der sein Lehrer Gonzague de Reynold behauptete, dass sie die Franzosen in den Reichtum der germanischen Kultur, und die Deutschen in das Geheimnis der lateinischen Harmonie einführe. Aber nach vollendetem Studium kehrt der junge Zermatten wieder in das heimatliche Wallis zurück. Er wurde am Collège in Sitten zum Lehrer für Französisch und Geschichte gewählt. Dort lebt er noch heute: ein Mann, der den Rat «Wirke, solange es Zeit ist» treu und klug erfüllt. Die freie Zeit, die ihm die Schule lässt, gilt systematisch der Schriftstellerei, in der er heute eine eigene Physiognomie besitzt. Auf unsere Frage, womit er sich gegenwärtig beschäftigt, antwortete er: Mit dem Roman «Le Jardin des Oliviers», der vor der Vollendung steht.

anderen haben Ihre Bilder sehr freundlich beurteilt», wandte sie ein.

Er lächelte wieder.

«Sie haben recht. Ausserdem ist mir jetzt schon wöhr, nachdem ich meinen Zorn Luft machen konnte. Und wir wollen doch von Ihrem Konzert sprechen!»

«Ja, aber ich möchte noch vorher fragen, ob Sie schon wissen, wie Sie im Wettbewerb abgemessenen haben?»

«Nein, deshalb ist ja diese Kritik so argwöhnlich. Sie kann doch die Jury beeinflussen.»

Sie legte ihre Hand auf seine Finger, die unruhig auf dem Tischchen trommelten.

«Sie haben doch schon ein Bild gut verkauft», tröstete sie ihn.

«Ja, natürlich», gab er zu. «Verzeihen Sie mir, ich bin unausstehlich heute. Oh, Sybil, wenn Sie wüssten, warum mir dieser Wettbewerb und alles was damit zusammenhängt, so wichtig ist!»

Sie blieke schnell von ihm fort.

«Sie wollten mir doch vom Konzert erzählen.»

Er berichtete ihr ausführlich, was er erreicht hatte und war nun begeistert bei der Sache.

«Aber das ist wundervoll!» rief sie, als er geseht hatte. Ihre Augen leuchteten.

«Ich bin Ihnen sehr dankbar», fügte sie hinzu. Er sah sie bittend an, aber sie erhob sich rasch und ging zum Flügel.

«Darf ich?» fragte sie über die Schulter.

Er nickte. Sie spielte eine reizvolle kleine Melodie, die er noch nicht gehört hatte.

«Kennen Sie das?» Sie drehte sich auf dem Sessel zu ihm herum.

«Nein, aber es war sehr schön.»

«Es ist von Friedemann Bach, dem unglaublichen Sohn des grossen Sebastian, und heisst: «Kein Hämmeln wächst auf Erden, der Himmel hat's betaut.» Was möchten Sie nun hören?»

«Mehr, viel mehr.»

Sie spielte noch die Kinderlieder von Schumann. Mit dem «Trauermarsch zum Begräbnis einer Puppe» schloss sie.

«Bitte, spielen Sie noch einmal den Valse triste für mich», bat er leise.

Wieder rauschten wie damals, als sie das erstemal hier spielte, die geliebten Klänge über ihn hin. Ullmann dachte an seinen Vater, dessen Lieblingsmusik es gewesen war. Seine glückliche Jugend in dem von Lebensfreude und künstlichem Schwung erfüllten Wien, der «Zauberstadt», lebte in ihm auf. Nichts von alledem war geblieben. Seine Zukunft waren seine Kunst und Sybil.

Jeder Ton ihres Spiels traf ihn mitten ins Herz. Wieder senkte sich die Dämmerung ins Zimmer, während sie lautlos verharren, nachdem die letzten Akkorde verklungen waren.

«Ich muss jetzt gehen», sagte sie endlich kaum hörbar und stand vom Stuhl auf.

«Ja», gab er ebenso zurück, rührte sich aber nicht.

Sie verstand ihn und liess ihn allein. — Nachdem Sybil sich mit dem Gedanken des Konzertes befreundet hatte, trat sie mit der Konzertdirektion in Verbindung. Sie fand freundliches Entgegenkommen. Das Konzert wurde endgültig auf den 15. Dezember ange-

setzt. Nun, nachdem Sybil wusste, dass ihr Traum, an den sie bisher nicht zu glauben gewagt hatte, in Erfüllung gehen sollte, packte sie doch begriffliche Aufregung. Ihr Maestro, Sig. Giannini, war einer der ersten, der ihr grosses Glück erfahren musste.

Giannini war trotz seines Alters immer noch eine Kapazität auf dem Gebiete des Musikwesens und einer der besten Professoren, die es in der Schweiz gab. Seine Honorare galten allerdings als entsprechend unerschwinglich. Für Sybil hatte er indessen eine besondere Zuneigung gefasst, und daher das Stundenonorar so weit ermässigt, dass es ihre Möglichkeiten nicht überstieg.

Der Professor war als streng bekannt und pflegte selten zu loben. Es war sehr wohl vorstellbar, wenn Sybil heute mit einigem Herzklopfen die Treppen zu seiner Wohnung emporstieg. Wenn er nun ihr Können nicht für ausreichend hielt?

Wer sich einen Musikprofessor und einen

rhemaligen Klaviervirtuosen als einen Typus mit ergrauter Künstlermähne und sinnreichen Zügen vorstellte, wurde durch das Aussehen von Sybils «Maestro» enttäuscht. Dieser war ein kleiner, schlanker, beweglicher Herr mit schmalen, fast strengem Gesicht und schütterem Haar. Wer ihn nicht kannte oder nur flüchtig betrachtete, hätte ihn auch für einen Mathematikprofessor halten können. Nur seine Augen, aus denen Güte und Verstand leuchteten, liessen in ihm eine besonders empfindsamen Menschen vermuten.

Sybil öffnete heute die Tür zum Musikzimmer mit Herzklopfen. Als ihr Lehrer ihr jedoch freundlich wie immer entgegenkam, fand sie es am besten, sogleich mit der Neugier zu beginnen. Der «Maestro» hörte sich mit Gelassenheit Sybils Bericht an.

«Ich wusste es bereits», sagte er dann lächelnd.

«Sü, Sie wüssten es bereits?» Sybil war vollkommen verblüfft.

«Das ist doch höchst einfach», erklärte er. «Die Konzertdirektion fragte bei mir an, ob Sie — nun, ob Sie reif wären für ein öffentliches Konzert. Oder glauben Sie wirklich, man gibt einem kleinen unerfahrenen Mädchen wie Sie so mir nichts, dir nichts, einen grossen Konzertsaal, um ihn dann leer sehen zu haben?»

Sybil wurde blass vor Schrecken.

«Und, und, was haben Sie gesagt?» Ihre Knie wurden plötzlich schwach. Der Professor sah sie von der Seite an.

«Nun, ich sagte, dass ich nichts von Musik verstehe, wenn Sie keinen Erfolg haben würden.»

Sybil fiel dem gestrengen Professor lachend und weinend um den Hals.

«Nun, nun», sagte er ebenfalls lachend und hielt sie einen Augenblick an sich gedrückt, ob er sie losliess. «Temperament haben wir also auch, wie ich sehe. Also, warum sollte es nicht gehen?»

Sybil erstarrte tief. Giannini vermochte sich nicht zu entsinnen, dass sie jemals so gut gespielt hatte wie heute. Am Schluss der Stunde besprachen sie das Programm, das Sybil für das Konzert wählen sollte.

«Nur nicht in den Fehler verfallen, durch den so viele Debitanten ihre ersten Konzerte verderben. Nicht mit Beethoven und Bruckner beginnen! Ich schlage Chopin, op. 22, die «Grande Polonaise brillante» und Schuberts A-moll-Sonate, op. 42, vor, dazu das Adagio in h-moll von Mozart. Ausserdem vielleicht Debussy «Clair de lune», sagte der Professor.

Sybil ging an diesem Tage beschwingt nach Hause. Sie wollte sofort Martha von ihrem vollendeten Glück benachrichtigen, an das auch diese bisher nicht recht hatte glauben wollen und dann — natürlich musste sie Ullmann sprechen! —

Am nächsten Tage, als Herr Brunner Sybil einige Briefe aushändigte, die sie zu über-

setzen hatte, überraschte sie auch ihn mit der Nachricht, dass sie ein Konzert zu geben beabsichtige. Niemand hätte über diese Nachricht froher sein können, als Brunner. Er gratulierte ihr herzlich und versprach, das Konzert mit allen Freunden zu besuchen, die er aufzutreiben könne, obgleich er leider absolut nichts von Musik verstehet!

Sybil lächelte ihm verschämt zu, bevor sie sein Büro verliess. Seine Betuerungen, dass er von keinerlei Kunst nach ihr das geringste verstehet, glaubte sie ihm nicht mehr.

Wenige Minuten vor Büroschluss liess Brunner Sybil noch einmal zu sich kommen. Er bat sie, sich zu setzen und sie wunderte sich, was er wohl von ihr wünschen möchte. Es kam selten vor, dass er sie so spät noch rufen liess. Er hatte heute sogar den unvermeidlichen Portwein aus dem Schrank geholt, ein Zechen, das es sich um Wichtiges handelte. Sybil nippte an ihrem Glas und blickte dem alten Herrn, den sie fast wie einen Vater verehrte, aufmerksam und erwartungsvoll an.

«Also, am 15. Dezember ist das Konzert», begann er. «Ich habe mir überlegt, dass Sie sich für dieses Konzert vorbereiten müssen, und dass es deshalb am besten ist, wenn Sie einige Wochen für sich haben, um zu üben. Ausserdem könnten Ihnen einige Wochen Ruhe und Konzentration vor einem solchen wichtigen Ereignis nicht schaden, was meinen Sie?»

Sybil erschrak. Wollte Herr Brunner sie etwa entlassen? Sie wollte doch ihre Arbeit auf jeden Fall behalten. War er womöglich ärgerlich auf sie?

Aber er fuhr schon in seiner ruhigen Art fort: «Ich dachte mir, dass ich Ihnen sagen wir — vom 15. November bis zum 17. Dezember Urlaub gäbe. Bezahlten Urlaub, versteht sich», setzte er hinzu.

Sybil vermochte nicht gleich zu sprechen. Wie ein dicker Ballen sass die Rührung in ihrer Kehle. Sie hatte die Empfindung, sie giesse ein unverdientes Glück, das sich vielleicht eines Tages rächen könnte. Oder war es vielleicht so, dass sie vorher sehr unglücklich gewesen war und ihr jetziges Glück den gerechten Ausgleich bedeutete?

«Ich danke Ihnen», sagte sie und sah Herrn Brunner mit einem Blick an, der diesen ganz verlegen werden liess. So blickte er von ihr fort, als er abermals zu reden begann.

«Ich habe mir noch etwas Weiteres ausgesucht, es wird natürlich von Ihnen abhängen, ob Sie einwilligen wollen. Ich besitze nämlich im Engadin, an einem bezauerten Ort, ein kleines Häuschen, das von einer älteren Frau betreut wird. Niemand von uns kommt im Winter dorthin. Wir verbringen zuweilen nur einen Monat im Sommer dort. Es gibt noch Oefen im Hause, schöne alte Engadiner Oefen, so dass Sie nicht zu frieren brauchen. Frau Grunder könnte für Sie kochen, ein Flügel ist auch da, den meine Frau im Sommer benützt, kurz, Sie könnten dort einige Zeit leben, ohne mehr ausgeben zu müssen als hier.»



Die Hauptstrasse in Kreuzlingen, die zum Zell führt

Kreuzlingen, das soeben zum Benjamin unter den Städten heranwuchs, verankert seine Gründung dem hl. Konrad I. der 943-975 Bischof von Konstanz war. Nach der Rückkehr von seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem stiftete er im Jahre 988 in Stadelhofen, einem Vorort des damaligen Konstanz, ein Asyl für Arme, Kranke und Pilger und beschenkte dieses

Haus mit einem von ihm aus Jerusalem mitgebrachten Splitter des hl. Kreuzes. Daraus erhielt das Hospiz den Namen Crucella (woraus Kreuzlingen entstand).

Kreuzlingen, das bildende Dorf am linken Ufer der Bucht von Konstanz, mit dem es durch eine ununterbrochene Häuserreihe verbunden ist, hat soeben seinen 10 000 Einwohner erhalten und ist damit zur Stadt avanciert.

Blick vom Viadukt auf Kreuzlingen



Ein Dorf avanciert zur Stadt

Die Stadt ist gebildet aus den drei alten Dörfern Egelsbolen, Kurzickenbach und Emmisbolen und dem eigentlichen Kreuzlingen, der Häusergruppe um das ehemalige Augustinerkloster. Noch vor 100 Jahren zählte es 13 Bräute; es hat sich also für schweizerische Verhältnisse enorm rasch entwickelt. Grenze und Verkehrslage haben die moderne neue Stadt geschaffen. Sechs Autostrassen fassen hier der uralte Rheinübergang zusammen, darunter die schweizerische Staatsstrasse Nr. 1 Kreuzlingen-Genève. Vier Bahnhöfen vermitteln den Verkehr nach Gruzlingen, Weinfelden-Wil und Zürich, Schaffhausen, Konstanz. Drei Bahnhöfe gibt es in Kreuzlingen und direkte Schiffsverbindungen nach dem Unteressee und bald nun wieder über den Konstanzer Hafen nach allen Bodenseeorten.

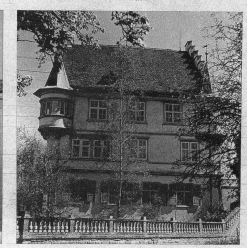
Die Klosterkirche ist das bauliche Wahrzeichen des Ortes, eine Sehenswürdigkeit, findet sich in ihr doch ein Werk eines berühmten Stralser Schnitzers aus dem 18. Jahrhundert, ein Kleinod der Kunst, die berühmte Kreuzlinger Passion, eine aus 2000 holzgeschnittenen Statuetten gebildete Darstellung der Passion.



Das Rathaus



Blick vom Hafen Kreuzlingen auf Konstanz



Die Römerburg

(Fortsetzung folgt)